

(Nachdruck verboten.)

11) Die Sandinger Gemeinde.

Novelle von Henrik Pontoppidan.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Selbst Kasper Kapper näherte sich ihrer Tür nie ohne ein gewisses Zeben. Zuerst trat er sich sorgfältig und geräuschvoll auf der Matte ab, dann klopfte er bescheiden an und wartete, bis die Madame endlich — gleichsam nach angestellter Geduldsprobe — „Herein“ sagte. Dann klemmte er sich durch die denkbar kleinste Türöffnung, verbeugte sich höflich und sagte:

„Guten Abend, Madam Fuß! Erlauben Sie gütigst, daß ich mir ein wenig Wasser hole.“

In diesem Abend war seine Verbeugung noch höflicher, seine Stimme noch demütiger als sonst. Er hatte nämlich kein gutes Gewissen, weil es so spät geworden war, und sah auch sofort ihrem in den Nacken geworfenen Kopf an, daß sie sich gekränkt und zurückgesetzt fühlte. Sie sah an einem rot gestrichenen Klappstuhl, auf dem ein Talglicht brannte, und strickte; und sie sah ihn nicht einmal an, sondern klirrte erregt mit ihren Stricknadeln.

Als sie ihm auch nicht antwortete, und als er nicht wagte, seine Besorgung ohne ihre ausdrückliche Erlaubnis auszuführen, wiederholte er sein Anliegen mit einer Untertänigkeit, in der die Ehrfurcht für den selig entschlafenen Leibkutscher deutlich zu erkennen gegeben war.

Dies stimmte sie ein wenig milder. Sie wechselte eine Stricknadel, rümpfte die Nase und zischte:

„Na ja, — meinetwegen!“

Als er mit dem gefüllten Eimer durch die Stube zurückkam, sah sie da und witterte förmlich etwas in der Luft. Dann schnitt sie eine schreckliche Grimasse und hielt ihn an der Tür zurück mit den Worten:

„Ich finde, Kapper — ich finde — offen gestanden, Kapper, Ihr Auge stinkt heute mordsmäßig!“

„Ja,“ entgegnete er verlegen entschuldigend. „Das kommt von dem feuchten Wetter.“

„Ach was, Unsinn! feuchtes Wetter!“ sprach sie ihm nach. Aber im selben Augenblick sah sie ihn zum erstenmal an, und ganz entsetzt rief sie aus:

„Herr jemine! Kapper! Wie sehen Sie nur einmal aus!“

„Ich — Madam Fuß!“

„Sie sind ja Leichenbläß!“

„Finden Sie?“ sagte er und wurde plötzlich noch blässer. „Ich bin auch so durchgefärbt. Es ist heute so naßkalt. Und vielleicht bin ich auch nicht ganz auf dem Damm!“

„Gehen Sie zu Bett, Kapper! Sie treiben sich auch in der Abendkälte draußen herum und halten Dampfassens und all dergleichen, — davon soll man auch wohl krank werden. — Gehen Sie zu Bett!“

„Ja, Madam Fuß! Darf ich Ihnen eine gute Nacht wünschen?“

Aber ehe er noch zur Tür heraus war, hatte sie sich erhoben und mit großem Geräusch ihr Fenster aufgerissen.

Kasper Kapper zitterte am ganzen Leibe. Er griff ihn immer sehr an, wenn ihm jemand sagte, daß er elend aussähe. Er fürchtete sich derartig vor dem Tode, daß er — wie seine Kameraden von ihm zu sagen pflegten — sicher noch einmal hinginge und sich aufhängte, aus lauter Angst davor.

Trotzdem setzte er sich hin, um den angefangenen Brief zu vollenden, der viel zu wichtig war, als daß seine Abwendung sich hätte hinauschieben lassen. Er mußte noch am selben Abend im Briefkasten sein, so daß Frau Gylling ihn am Morgen haben konnte, ehe er selber zum Uhrenaufziehen dahinging. Dann konnte er gleich die Wirkung beobachten. Er wurde sehr eifrig, obwohl ihn nochmals ein Schüttelfrost durchschauerte. Er füllte drei ganze Seiten mit großen ungeschickten Buchstaben, die gar keine Ähnlichkeit mit seiner gewöhnlichen Schrift hatten, und im Gegensatz zu dieser wie Spiegelschrift nach links herüberfielen. Die Unterschrift bestand nur aus einigen Punkten und einem kleinen s,

Dann schlich er abermals den langen Weg die Treppe hinab, auf die nebelige Straße hinaus.

Als er auf dem Rückwege durch den Torweg kam, fühlte er wieder ein stechendes Brennen in der Brust und im Hals. Es war ungefähr so, als wenn er einen Brief Stednadeln verschluckt hätte. Und von neuem packte ihn die Todesangst, so daß die Beine ihm schlatterten. Er konnte sich kaum die Treppe hinaufschleppen. Das Fieber hämmerte ihm im Blut und es war ihm, als lege sich ihm in der Dunkelheit etwas Hartes auf die Kehle wie ein paar welke Knochenfinger. Der kalte Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Und plötzlich brach er zusammen unter einem Angstschrei, der in dem hohen Treppenhaus widerhallte.

Es währte aber doch eine ganze Weile, ehe jemand kam und ihm wieder auf die Beine half, — man war dort im Hause zu sehr daran gewöhnt, betrunkene Leute auf der Treppe zu hören. Zuerst tat sich eine Tür nach dem Absatz auf, wo er lag, und ein wütender Mann brüllte ihm etwas zu und schloß dann wieder die Tür. Aber nach einer Weile kam eine Frau mit einem Licht in der Hand. Kaspers Zammern hatte sie gerührt. Und nun erkannte sie den kleinen Uhrmachergehilfen oben von der Mansarde und ward ganz besorgt.

Bald kam Leben in das ganze große Haus. Halb entkleidete Gestalten guckten aus den Türen heraus, fragten und berichteten. Schließlich zeigte sich auch Madam Fuß' nachtschlappentbeleideter Kopf durch ihre Kammertür, und als sie ein paar Männer mit ihrem Meter schleppen sah, der den Anschein hatte, als sei er tot, da warf sie schnell die Tür ins Schloß und drehte den Schlüssel herum.

11.

In seiner Verwirrung über Voels Flucht hatte Kandidat Knud anfänglich nicht gemerkt, was er tun sollte. Vergebens rief er ihren Namen in die Allee hinaus. Sie war und blieb verschwunden. Dann nahm er eine Droschke und eilte nach Hause, um ihr vor der Haustür aufzupassen. Sie durfte nicht hineinschlüpfen, ehe er mit ihr gesprochen hatte. Er wollte verhindern, daß sie ihn in der Uebereilung irgend jemand gegenüber verriet. Namentlich fürchtete er Lante Rosalie, die immer so beschützend um sie herumgeschlich und schweigend um ihr Vertrauen warb.

Den Koffern um die Ohren, den Hut tief in die Stirn gedrückt, stand er Posten in der nebeligen Straße, wo mehrere von den Gasflammen schon ausgelöscht waren. Aber es verging eine Stunde, und es vergingen zwei Stunden, und noch immer zeigte sich keine Voel.

Er begriff das nicht. Er wußte, daß sie unmöglich vor ihm zurückgekommen sein konnte, da sie doch wohl kaum einen Wagen genommen hatte. Aber wo konnte sie denn nur sein?

Er fing allen Ernstes an, unruhig zu werden. Sollte sie sich eines Leides angetan haben? — Bei diesem Gedanken war es, als wenn ihm die Beine unterm Leibe dick wurden. Das würde das Entsetzlichste sein, was ihm diesen Augenblick geschehen konnte.

Unter den fürchterlichsten Selbstanklagen und Seelenqualen wanderte er Stunde für Stunde vor der Haustür auf und nieder. Er begriff es jetzt gar nicht, wie er sich einem jungen, unschuldigen Mädchen gegenüber, das er doch lieb hatte, ja liebte, so hatte aufführen können; und er tat das feierliche Gelübde, sich mit ihr zu verheiraten, falls sie wiederkam.

Endlich sah er eine Gestalt, die an der Häuserreihe entlanggeschlichen kam — eine Frau, die keuchend die eine Hand gegen die Seite drückte, als habe sie einen Stich.

Sie war es. „Wo sind Sie nur einmal gewesen,“ entfuhr es ihm fast böse. „Ich bin hier mehrere Stunden gegangen und habe auf Sie gewartet. Was hatten Sie nur einmal draußen im Garten, Voel?“

Es währte eine ganze Weile, bis sie ihn erkannte. Sie war ganz verwirrt und konnte kaum atmen.

„Wo sind Sie denn gewesen?“ fragte er ein wenig sanfter. „Ich habe mich wirklich sehr um Sie geängstigt. Die Uhr ist ja über zwei.“

Sie sah mit einem finsternen und scheuen Blick zu ihm auf und wollte an ihm vorübergehen.

„Lassen Sie mich hinein!“ sagte sie nur, dem Umfallen nahe vor Ermattung und Scham.

Er aber stellte sich ihr in den Weg.

„Wo sind Sie gewesen? So antworten Sie mir doch!“

„Ich habe mich verirrt. Lassen Sie mich hinein.“

Arnud dachte bei sich, daß es wohl nicht wert sei, jetzt, wo alles glücklich überstanden war, die Sache an die große Glocke zu hängen, — und er ließ sie hinein.

„Sie haben wohl so viel Verstand,“ — sagte er nur zu ihr — „daß Sie über diesen kleinen Ausflug schweigen. Es liegt ja in Ihrem eigenen Interesse, daß die dumme Geschichte nicht weiter kommt. Gute Nacht!“

Er hörte sie hinauslaufen und die Entree tür aufschließen. Er selber hielt sich noch eine Weile auf der Straße auf, weil es geratener war, wenn man sie nicht gleichzeitig nach Hause kommen hörte. In einer wunderbar erleichterten Stimmung zündete er sich eine Zigarre an und dachte bei sich, daß er sich nicht wieder auf so gefährliche Abenteuer einlassen wolle. Gleich morgen wollte er ganz offen mit Boel sprechen und sie um Verzeihung bitten. Dann hatte er ihr doch wirklich alle Genugtuung gegeben, die sie mit Vernunft verlangen konnte, und das gute Verhältnis im Hause konnte wieder hergestellt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

Ein gemachter Mann. (Nachdr. verb.) Als ich vor einiger Zeit durch die Uhustraße ging, da stand der Zeitungshändler vor der Tür. Er stand schon oft da, aber damals fiel mir das gerade besonders auf. Er hatte eine Zigarre im Munde, die rechte sich in die Uhustraße hinaus, gerade, als wollte sie sagen: „Seht, Leute, ich bin die Zigarre vom Zeitungshändler.“ Er hatte außerdem eine Mütze auf, so verwegene, so eigentümlich verwegene, als wollte sie sagen: „Ja, Leute, was ich bedede, das braucht Ihr nicht zu wissen, das ist ein feiner Kopf — ein feiner Kopf!“ Und die Mütze kniff sich so zusammen, daß es aussah, wie wenn jemand die Augen zukneift. Also darum fiel mir der Zeitungshändler auf, und ich erinnerte mich daran, wie dieser Mann vor Jahren am frühen Morgen durch die Straßen rannte, um gegen ein armseliges Entgelt die Zeitungen in die Häuser zu tragen, wie er später auf dem Platz stand und Zeitungen feilbot — und nun stand er da: ein ganz und gar gemachter Mann!

Da mußte das Geheimnis stecken, das große Geheimnis, wonach alle jagen, das Geheimnis des Erfolges oder wie man auch sagt — da mußte es stecken, wie es gemacht wird.

Ich wollte das Geheimnis herauskriegen; ich nahm es mir ernstlich vor und suchte so lange, bis ich es wirklich heraus hatte, und zwar, ohne daß der Zeitungshändler es auch nur gemerkt hätte. Ich ging zunächst am Nachmittag in seinen Laden. Da war nichts Besonderes; manchmal war seine Frau, meist aber das Mädchen da.

Am frühen Nachmittag, da macht der Herr gewöhnlich sein Mittagsschlafchen und darum ist meistens das Mädchen da. Es ist ein propperes Ding mit schwarzem Vordenhaar und stolzem Profil, offenbar einfacher Leute Kind, denn sonst ist nichts stolz an ihm und es versteht seine Arbeit gut.

Das sind alles Dinge, die ein Geschäft gut erhalten, aber nicht hochbringen. Ich mußte weiter suchen. Ich ging am Abend hin. Da kamen viele Leute und kauften diese oder jene Zeitung. Der Zeitungshändler oder die Frau bedienten die Kunden. Das war nichts Besonderes, darin lag es auch nicht. Das Geheimnis des Erfolges mußte sonstwo liegen.

Ich sagte mir nach reiflicher Ueberlegung: Die Hauptsache an dem Zeitungshandel ist die gute Bedienung der Kunden durch pünktliche Lieferung, denn die Ware muß er nehmen, wie er sie bekommt. Also pünktliche Lieferung und weiter: niedrige Arbeitslöhne.

Ich ging am frühen Morgen, als die Stadt noch schlief und noch niemand sonst an Arbeit dachte, zum Zeitungshändler.

Nach und nach kamen seine Angestellten. Es waren fast alle Frauen. Frauen, die nicht besonders fröhlich in den neuen Tag hineinfahren; vielmehr lag auf manchen Gesichtern etwas Abgehettes, Wildes. Einige husteten, trotzdem es draußen schön warm war. Sie grüßten sich kurz und sprachen wenig zusammen. Erst als eine kleine blonde Frau anlangte, ärmlich wie die anderen, aber lebhafter, da kam etwas Leben in die Gesellschaft, etwas viel Leben sogar.

„Hast Du den alten Penne gesehen gestern, wie er die Augen verdrehte?“ fragte sie gleich eine Frau, die an der Tür stand, und sie sprach so laut, daß man sie im ganzen Raume hörte.

Die Befragte antwortete verneinend.

„Haha“, lachte sie, „das hättest Du sehen sollen; überhaupt in dem Hause Nummer 37, an, an. — Wie lange trägst Du schon aus?“ fragte sie eine andere ebenso laut, wie sie vorher gesprochen hatte.

Die anderen sprachen jetzt auch lauter, und man merkte bald ganz deutlich, daß etwa zwanzig mittellose Seelen hier waren.

Jetzt trat der Zeitungshändler unter sie. Und als er dort stand, wo auf einem langen Tisch die Zeitungen aufgestapelt waren, da rief er: „Stille jetzt!“

Und still war's.

„Tageblatt,“ schrie er dann.

„Sieben,“ sagte die erste und bekam sieben Tageblätter.

„Fünf,“ sagte eine andere; und so ging das weiter.

Der vierten, einer alten, mageren Frau sagte er: „Sie haben gestern in Nummer siebzehn, Büffelplatz, drei Treppen links kein Blatt hingelegt.“

Die Frau erschrak wie jemand, der bei einem Verbrechen ertappt wird. „Ach, ich habe doch wirklich — gemeint.“

„Ja, das mit dem meinen ist gar nichts,“ sagte der Zeitungshändler barsch und kurz, und die Frau vertrat sich mit ihren fünf Zeitungen unter den anderen Frauen. Das Geschäft ging weiter. Als alle Tageblätter verteilt waren: „Anzeiger!“

Gleich die erste beschwerte sich. Sie erhielt zwanzig Anzeiger.

„Ist zu viel, zu viel,“ meinte sie und sah so müde aus.

„Ja, dann kaufen Sie sich einen Kollutscher, ich kann nicht tragen helfen!“

Die Frau trat beiseite, und ganz leise sagte sie noch einmal: „Zu viel.“

Aber sie wurde nicht gehört. Das Geschäft ging weiter seinen Gang.

Ein Mädchen kam gerade an die Reihe.

„Sie haben vorgestern die Zeitung erst um neun in der Kariestraße 114 abgegeben.“

Das Mädchen muckte auf: „Es kann auch $\frac{1}{4}$ 10 gewesen sein; ich hab' mir noch keine goldene Uhr kaufen können von meinen Ersparnissen, die ich bei der Arbeit mache.“

Jetzt aber sah der Mann auf. „Wenn Ihnen das nicht paßt, können Sie gefälligst gehen, gehen können Sie oder fahren, so weit wie Sie wollen — verstanden!“

In einer Ecke Gemurmel.

„Stille,“ rief der Zeitungshändler und stampfte mit dem Fuß auf, daß es stäubte.

Und es wurde wirklich still.

„Curier!“ schrie er und griff nach einem anderen Pack von Zeitungen.

Die Frauen traten heran um Curier zu bekommen. So ging das weiter. Noch verschiedene wurden auf kleinere und größere Pflichtverletzungen aufmerksam gemacht. Alle nahmen es hin wie etwas, das man hinnehmen muß, und sie erhielten ihre Zeitungen und gingen.

Als alle abgetan waren, da zündete der Zeitungshändler sich eine Zigarre an, setzte die verwegene Mütze auf, trat aus seinem Laden heraus und blies Rauchwolken in die Uhustraße hinein.

Ich zahlte der Frau meine Blätter, die ich inzwischen ausgesucht hatte und ging.

Unterwegs traf ich da und dort auf die Frauen mit den Zeitungen. Sie gingen schnell, hastig und gönnten sich keinen Augenblick der Ruhe. Sie liefen von Haus zu Haus, Trepp' auf Trepp' ab, und wenn zwei sich zufällig trafen, dann sprachen sie nicht zusammen, sondern winkten sich nur mit den Augen zu, aber nicht wie Verliebte.

Ich ging nach Hause, um ein Geheimnis reicher. Um das Geheimnis, wie einer ein gemachter Mann wird. Und wenn ich am Nachmittag durch die Uhustraße gehe, so steht gewöhnlich der Zeitungshändler vor seinem Laden; aber er imponiert mir nicht mehr so, seit ich sein Geheimnis weiß. —

Frisz Sänger.

hl. Moderner Schaubudenbetrieb. Wo immer ein Jahrmarkt, ein Volksfest stattfindet, halten die bunten Schaubudenwagen ihren Einzug. Aber welche Wandlung haben sie in den letzten zehn, zwanzig Jahren erfahren! Vor dieser Zeit wurde ein wadeliges Zelt aufgeschlagen, ein schreiender Clown verkündete die Herrlichkeiten, die hinter dem schmierigen Vorhang des Zuschauers harreten, und ab und zu blickte durch eine Falte ein Gesicht und ein Zipfel eines farbigen, seltsamen Gewandes hervor. Heute haben auch diese letzten Zufluchtsorte zerklümpelter Romantiker ein anderes Aussehen erhalten; wer gegenwärtig in den Trubel eines Volksfestes hineingerät, wird sehen, wie elektrisches Licht die hölzernen, in schreienden Farben und gewundenen Formen gehaltenen Räume überflutet, wie Dynamo- und Dampfmaschinen für die nötige Triebkraft der kreisenden und wirbelnden Instrumente sorgen. Das Gewerbe der Marktfahrer und fahrenden Komödianten wird kapitalistisch betrieben, und die jetzt wohllich eingerichteten Rollwagen bergen klug rechnende Geschäftsleute, die nur auf eine von der gewöhnlichen abweichende Art ihr Geld verdienen. Besonders vorgeschritten ist diese Entwidlung in Frankreich, worüber uns in der „Lectures pour Tous“ eine interessante Studie vorliegt. Die „Industriellen des Jahrmarkts“ haben ihre eigene Innung und ein eigenes Fachorgan. Was ist aus den bescheidenen Karussells von ehemals geworden? Die Dampfmaschine eines modernen Karussells, die vierzig Pferdekkräfte liefert, die Dynamomaschine, die die elektrischen Lampen speist, eine dritte Maschine, die die Drehorgel betreibt, kosten zusammen 50 000 Frank; die Drehorgel gegen 15 000 Frank; die Pferde, das Zelt, die Transmissionen sind 80 000 Frank wert. Zählt man die Transport- und Wohnwagen hinzu, so erhält man 150 000 Frank als mittleren Wert eines solchen Karussells. Doch sind in manchen besonders großartigen, z. B. in

den Karuffels von Wamunster 350 000 Frank Kapital angelegt. Viel begreiflicher wird man schon den hohen Geldeswert der Menagerien finden; ein gutes Unternehmen dieser Art ist unter 300 000 bis 350 000 Frank nicht zu haben. Als der französische Menageriebesitzer Bezou seine Tochter verheiratete, wurde ihr eine Mitgift von wilden Tieren im Werte von 100 000 Frank gegeben. Der Vater sagte: „Mit diesen Tieren kannst Du getrost heiraten!“ Auch die Schmierer, die fahrenden Theater, sind, wenigstens in Frankreich, nicht mehr der Schauplatz jener komischen und traurigen Szenen, die sie zu einem ergiebigen Ausbeutungsfeld der Wikblätter älteren Stils machen. Das „Théâtre Veder“ besitzt eine Bude, die 80 000 Frank kostete und für 60 000 Frank Dekorationen. Ständige Schauspielertruppen spielen an diesen Theatern, und es erscheint vielen Schauspielern verlockend genug, die ständigen Bühnen zugunsten der Jahrmarktstheatern zu verlassen. So spielte der berühmte Tailade in den letzten Jahren seines Lebens auf Jahrmärkten und erhielt für ein Auftreten 100 Frank. Dieses Geld will eingebracht sein, und die Bubenbesitzer begnügen sich nicht mit Anschlägen oder gar mit Annoncen. Sie greifen zur lebendigen Kellame, und nicht das Publikum, sondern der einzelne aus der sich drängenden Menge wird aufs Korn genommen und bearbeitet. Dafür haben der Clown und der Ausrufer zu sorgen. Der Clown hat durch Possenreißer die Vorübergehenden zum Stehenbleiben zu bewegen, ihnen ein Vorgefühl des in der Bude gebotenen Glanzes zu verschaffen, und sind sie gespannt und neugierig gemacht, so hat der Ausrufer die Glanznummern des Programms in aller Breite zu schildern. Die Clowns und Ausrufer der einzelnen Buden reizen sich um den Zuschauer, suchen sich zu überbieten und sind darum, wenn sie ihr Fach verstehen, als wertvolle Kräfte außerordentlich gesucht. Gewöhnlich bezieht ein Clown 300 Frank, ein besonders tüchtiger 500 und sogar 600 Frank, ein Ausrufer 300 bis 400 Frank Monatsgehalt. Nicht nur die laufenden Ausgaben hat der Besitzer einer Schaubude zu tragen, er muß jederzeit mit Zwischenfällen und Verlusten rechnen. Corvi, der Besitzer eines Zirkus, besaß eine Meerlase, Lolotte, die den Ruhm des berühmten Affen Consul zu überstrahlen versprach. Man bot ihm für sie 20 000 Frank, da starb das Tier an Lungenentzündung. Auf einer seiner Gastspielreisen in Rußland fing der Waggon Feuer. Sein ganzes Material verbrannte und außerdem 60 000 Frank Papiergeld. Einer Menagerie entsprang in Lausanne ein Löwe; der Schuß, der ihn tötete, kostete dem Wädiger 6000 Frank. Trotzdem verdienen manche Bubenbesitzer Vermögen. In zwanzig Jahren haben sie oft zwei- bis dreihunderttausend Frank zurückgelegt. Diese zukünftigen Rentner haben keine feste Wohnung. Sie wohnen in elegant eingerichteten Wagen. Am Galteplatz schiebt man diese eng aneinander und verbindet sie mit einer Plattform. Mensch und Tier, Herr und Bedienter, der gelehrte Affe und die Dame mit dem Löwenkopf lagern in dem schattigen Wagen, und in der Nacht halten die Hunde gute Wacht. Gewaltige Mengen Geldes werden von der Bevölkerung in Beträgen zu zwei Sous in die Schaubuden getragen. In den letzten Jahren waren es jährlich gegen 150 Millionen Frank, die durch die „Kapitalisten der Landstraße“ in den verschiedenen Städten und Städtchen Frankreichs ins Rollen kamen.

Theater.

Deutsches Theater. „Das Wintermärchen“, Schauspiel in 5 Aufzügen von Shakespeare, Musik von Humperdinck. Als der Vorhang nach dem letzten prachtvollen Bilde fiel, hub einer jener Beifallsstürme an, wie man sie früher im Neuen Theater in den ersten hoffnungsvollsten Zeiten der Reinhardtischen Direktion des öftern erlebt hat. Erst mußten die beiden Hauptdarsteller, die Sorma und Friedrich Kayßler, wieder und wieder vor dem Vorhang erscheinen; dann wurde unter taktmäßigem Applaus von unbegrenzter Dauer nach Reinhardt gerufen. Die glanzvolle, malerische Inszenierung, das in den entscheidenden Rollen ausgezeichnete Spiel verdient gewiß warmen Beifall; aber davon, daß die Demonstration darüber hinaus als Zeichen festlich gehobener Stimmung, wie etwa bei der Aufführung des „Sommernachtstraumes“ sich deuten ließe, davon kann schwerlich die Rede sein. Allzu launenhaft-willkürlich sind die Elemente dieses Märchenschauspiels gemischt, als daß die wechselvolle Reihe der Szenen in einen stark nachhallenden Grundton auszuklingen vermöchte. Die verschiedenen Handlungen, die sich im Sommernachtsstraume lose in schöner Freiheit zu einem Ganzen ineinanderhangeln, bilden hier, nur äußerlich durch zufällige Begebnisse verknüpft, ein Nacheinander ohne innere Einheit. Es ist ein „Stück in Stücken“, und unwillkürlich drängte sich dem Zuschauer der Eindruck auf, daß es, um einzelne dieser Stücke willen, die zu malerisch dekorativer Ausgestaltung besonders lochten, zur Aufführung gewählt sei. Was im „Sommernachtsstraume“, im „Kaufmann von Venedig“ als ein Mittel erschien, den inneren Gehalt anschaulicher, lebendiger hervortreten zu lassen, erweckte hier das Vorurteil, als sei es treibender Selbstzweck gewesen.

Das Drama, dessen Stoff einer englischen Erzählung entnommen ist, setzt in seinem ersten Teile mit schweren tragischen Akzenten ein. Vielsach an seinen „Othello“ gemahnend — nur daß hier, dem Märchencharakter entsprechend, die Stadien psychologischer Entwicklung übersprungen werden, die Leidenschaft ohne Vermittelung und gegenwirkende Momente sofort in ihrer äußeren Ekstase austritt — entrollt der Dichter hier ein Gemälde ängstlich tyrannischer Eifersucht. Wie der Argwohn des Mohren durch die Freundlichkeit Desdemonas Cassio

gegenüber geschürt wird, so saugt Leontes, der sizilianische König, aus den dringenden Bitten, mit welchen die ebenso schuldlose und edelsinnige Hermione auf sein eigenes Geheiß den Fürstinnen von Böhmern zu längerem Verweilen einlädt, das Gift. Es bedarf keines Jago. Daß sie bei dieser Fürsprache dem Gastsfreunde die Hand gedrückt, ihm zugelächelt, genügt Leontes als Beweis. Und nun stürzt der Despot, den jeder Widerspruch der Seinen in dem finsternen Wahne noch bestärkt, von Untat zu Untat. Er befiehlt, dem Böhmern, den nur die Flucht vor diesem Anschlag rettet, einen tödlichen Trunk zu kredenzen, verbannt die Gattin, die ein Pfand seiner Liebe unter dem Herzen trägt, in Kerkermauern, entfendet einen seiner Mannen, ihr Neugeborenes an fernem Gestade auszuwerfen und vermißt sich bei dem Gerichte über die Königin, den Spruch des Delphischen Orakels, der sie als maffellos erklärt, der Lüge zu zeigen und die Götter herauszufordern. Jäh trifft den Frevelnden die Strafe, und umso schmerzlicher, als sie ihn zur Besinnung zurückeruft, vor seinem Auge den Abgrund der Verschuldung, den keine Reue ausfüllen kann, plötzlich erschließt. Ein Bote meldet ihm den Tod seines geliebten Sohnes, den der Gram um das Glend der Mutter verzehrt hat; Hermione, die, ungebrosen von dem eigenen Leide, in stiller hoheitsvoller Kraft vor dem Gerichte gesprochen, sinkt bei der Nachricht ohnmächtig zusammen; die Dienerinnen tragen sie von der Stätte. Sie spät gelobt Leontes, zu offenem Bekenntnis sich demütigend, Besserung. Jammernd stürzt Paulina, Hermiones hingebende und wadere Freundin, die mutiger als alle Männer des Königs Jorn getrogt hat, zu Leontes: die Herrscherin sei gestorben, und er ihr fluchbeladener Mörder!

Diese große Gerichtszene mit den bewegten, leidenschaftlich am Gange der Verhandlung teilnehmenden Massen im Hintergrunde, schloß in der Aufführung mit wirkungsvollem Auftakt den ersten Teil der Dichtung ab. Die Sorma, die von Anbeginn, zumal in ihrem ahnungslosen, mütterlich beglückten Geplauder mit dem kleinen Sohne, aller Herzen gewonnen, fand in der Verteidigungsrede Töne von wundervoller schlichter Lauterkeit; und kein besserer Leontes, als der bleiche, vom Feuer quälender Phantasten ausgeschöhlte Kanatiler, den Kayßler gab, wäre zu denken. Er milderte die harten Unwahrscheinlichkeiten durch eindrucksvolle und doch nirgends aufspringliche Andeutung einer von vornherein krankhaften seelischen Beanlagung. Hedwig Wangel war eine auffäugend hitziges Temperament und mitteleidvolle Güte gleich überzeugend in sich vereinigende Paulina. Das Erscheinen der Boten, mit dem in einer Truhe versiegelten Orakelspruch, als das Moment, das den in jener Szene sich vollziehenden Umstüftung einleitet, bildete in der Gesamtheit des malerischen Aufbaues eines der frappantesten Momente. Wie die am Vergrande hinter dem Gerichte auftauchenden Gestalten, die Truhe hoch über ihren Häuptern haltend, sich ragend gegen den sonnenhellen Himmel abhoben, das prägte feierlich und groß dem Sinn sich ein — ein Bild, in dem geheimnisvoll und fetsam das Rahen eines Schicksals sich ankündigte.

Die Szene, in der das Töchterchen Hermiones an der „Küste Böhmens“ ausgesetzt und von einem Schäfer gefunden wird, war, obwohl ihr Festen mancherlei in dem Gewebe der vertwickelten Zufälligkeiten noch unklarer erscheinen ließ, bei ihrem stofflich-chronikartigen Charakter mit Zug und Reiz gestrichen. Aber mit demselben Rechte hätte dann auch noch manches andere, vornehmlich in der Rolle des nur am Anfang wirklich lustigen Spigebuben Autolheus ausgemerzt werden können. Den Prologus der Göttin Zeit, der zu dem zweiten Teile überleitet, sprach Gertrud Eysoldt vor einem nächtlich schwarzen, mit goldenen Sternen- und Weltenzeichen übersäten Hintergrunde. Dann zogen im hellen Sonnenschein, auf dunkelgrünen Wiesenhängen unter schimmerndem Märchenbaum die heiteren Szenen des Schäferfestes vorüber. Schildkrau war ein exemplarischer Autolheus, und Bahmann spielte den dummlichen tanzfreundigen Schäfersohn mit einem ausgelassenen Humor, der an seinen unbergelichten Junfer Schmächtig erinnerte. Reizend wirkten die Tänze und Frühlingsreigen; so denkt man sich die farbigen Volksfeiern im alten lustigen Engelland. Das bunte Treiben kreist um die Königin des Festes, Lucie Höflich ammutig jugendliche Perdita, den Findling, den der alte Schäfer aufgezogen, die Geliebte, mit der sich Böhmens junger Prinz heimlich vor dem Vater vermählen will. Das Paar flieht nach Sizilien an Leontes Hof, und der grau gewordene Herrscher erhält nach langen Jahren der Sühne mit seinem Kinde zugleich auch dessen Mutter wieder. Hermione ist nicht gestorben. Paulina hat sie so lange in ihrem Hause verborgen gehalten. Nun, da die Zeit erfüllt ist, führt sie den König vor ein Bild, das, wie sie rühmt, die Züge der Verblichnen in wunderbarer Treue wiedergeben werde. Leise atmend beginnt die Gestalt vor Leontes Augen sich zu regen und aus der goldenen Nische steigt Hermione, selbst grau geworden, zu dem in seliger Freude erschauenden Gemahl herab. — dt.

Schauspielhaus. „Klein Dorrit“, Lustspiel in drei Akten von Franz v. Schönthan. Das Stück ist nach dem gleichnamigen Dickensschen Romane gearbeitet und trägt die bei solchen dramatischen Uebersetzungen berühmter Muster üblichen Familienzüge; die auf fremdem Feld gepflanzten, auf Draht gezogenen Blumen verlieren Duft und Farbe.

Der Anfang war nicht übel. Die feierliche Gentleman-Grandezza des im Schuldgefängnis alt gewordenen Papa Dorrit, der eifersüchtig unter den Kollegen seine Patriarchenwürde wahr, und jeden Neuankommenden zu einer klingenden Ehrengabe animiert, kam sehr charakteristisch-drollig in dem Spiele Bollmers zum Ausdruck;

und vor allem gab es ein paar hübsch individualisierte Szenen für Klein Dorrit selbst, in denen eine junge Anfängerin, Fräulein Gschöbn, durch eine seltene Fülle liebenswürdigster Natürlichkeit überraschte. Wie das gutherzige Geschöpf, der Trost und die Liebe der Gefangenen, die kleinen Kinder im Striden und Singen unterwies, wie sie zärtlich den Vater bemutterte und den eleganten Arthur Clemm, in der Meinung, er habe ihren leichsinnigen Bruder zum Bummeln angeflirtet, mit einer eifrigen Strafpredigt empfing, war eine Lust mitanzuhören, und zu sehen. In den beiden letzten Akten werden die spärlichen Ansätze zur Charakterkomödie mehr und mehr durch ein Gemisch von Nüchternheit und billigen Poffensituationen überwuchert. Clemm entdeckt gewisse Dokumente, die Mr. Dorret zum Millionenerben machen. Der Ehrgeiz des Alten, die eminente Rolle, die ihm im Gefängnis zufiel, in der aristokratischen Gesellschaft weiterzuspielen, verwickelt ihn in allerhand Blamagen, bis er unter Aufsicht eines aufgeklärten Prinzen zur Not kuriert wird. — Auch auf Klein Dorrit muß, um die fällige Verlobung noch hinauszuzögern, etwas von der fashionablen Rarität abfärben. Nur die treffliche Darstellung, um die sich, neben den Genannten, namentlich auch Patry in der Episodenfigur eines derb-unberühmten Häftlings und Wöttcher durch die flotte Art, wie er die farblos undankbare Rolle des Clemm belebt, verdient machen, hielt den mattverlegenen Schlußakt einigermaßen über Wasser. Das Publikum schien mit dem Ganzen sehr zufrieden. — dt.

Musik.

Central-Theater. Der Hofmeister der neueren Tanzmusik, Johann Strauß, war im Alter von 74 Jahren 1899 gestorben. Nun machte sich die Gewinnucht an seinen Namen heran, und wir bekamen seither ein oder die andere Operette, die unter jenem Namen schlechtweg vorgeführt wurde, tatsächlich aber nur eine Zusammenstückelung aus veröffentlichten oder nicht veröffentlichten Werken und Werken von ihm war. Wie frevelhaft und gemeinschädlich ein solches Beginnen ist, kann kaum klar genug eingesehen und scharf genug gesagt werden. Nun ist wiederum etwas ähnliches geschehen. Unter dem Titel „Tausend und eine Nacht“ bekamen wir am vergangenen Sontagabend im Central-Theater eine Operette zu hören. Der Bezeichnung „Musik von Johann Strauß“ folgt ein Zusatz: „Musikalische Einrichtung von Ernst Reiterer“. Man schämt sich beinahe, so etwas zu lesen. Was heißt das: „Musikalische Einrichtung“? Man mag etwa ein Fragment ergänzen, einen flüchtigeren Entwurf ausgestalten, ein Oratorium von Händel so durcharbeiten, daß der jetzige Einbruch dem vom Komponisten gewollten entspricht. Lage ein solcher Fall vor, so würden wahrscheinlich die Urheber jenes Zusatzes den Mut gehabt haben, deutlicher zu sprechen. So aber verrät dies bereits ein böses Gewissen, ein willkürliches Eingreifen in irgend eine Leistung des Komponisten, das dieser wahrscheinlich mit Entrüstung würde zurückgewiesen haben. Wie ich höre, handelt es sich um die Musik zu der ältesten von allen Strauß'schen Operetten, zu „Indigo“ von 1871; der Text dieser Operette soll als unbrauchbar durch einen anderen ersetzt und die vorhandene Musik diesem neuen Text angepaßt worden sein. Man weiß kaum, was man da mehr bewundern soll: die Unbekümmertheit, eine solche Uebertragung zu wagen, oder die Geschicklichkeit, sie so zu machen, daß schließlich doch nur eigene Nachforschungen den Zusammenhang und die Zusammenfügung ergründen könnten.

Indem wir nun weiterhin über jene, für Berlin erste, Aufführung berichten sollen, sind wir in der unangenehmen Lage, für diesen Bericht nicht völlig genügen zu können. Das uns von der Direktion übermittelte Billett erwies sich durch seine Lage in irgend einem Seitenwinkel als so ungünstig, daß wir statt eines wirklichen Ausblickes auf die Bühne mehr nur Studien über die Silhouetten des davorstehenden Publikums machen konnten. Soviel wir nun aus einem südweisen Schauen und Hören sowie aus dem Textbuche, das aber nicht mit der Aufführung stimmte, erfassen konnten, ist der Inhalt der Sache kurz folgender. Der Sultan irgend eines orientalischen Phantasielandes will dort europäische Reformen einführen und stößt natürlich auf Widerstand, zumal auf den der Haremswelt. Inzwischen liebt und liebt er eine Magiernichte Leila. Unerkannt liebt sie ihm ein Märchen aus 1001 Nacht vor; und nun bedeuten die nächsten zwei Akte den Inhalt des Märchens, das den Fürsten wie ein Traum umfängt. Das Grundmotiv dieses Spieles im Schauspiel baut sich auf die Ähnlichkeit eines armen Fischers mit dem Fürsten auf. Durch dessen Ratgeber wird jener für einen Tag zum Sultan gemacht und muß die Reformen widerrufen, bis der wirkliche Fürst Zeit gewinnt, größere Macht zu sammeln. Diese Zeit benützt er jedoch hauptsächlich für seine Leila, die inzwischen Gattin jenes Fischers geworden ist. Dem Armen gibt sie den Laufpaß, dem Fürsten ihre Liebe und dem Verfasser des Textes Gelegenheit, das Zwischenspiel mit Wohlgefallen zu schließen. Das Textbuch ist hier zu Ende; in der Berliner Aufführung erscheint noch ein traumhaftes Lichtbild und schließlich das Ende der Märchenerzählung: der Sultan erwacht und findet seine Leila nun in der Wirklichkeit abermals wieder.

Die Abweichungen vom Textbuche sind eine „Berliner Textbearbeitung von B. Jacobson“; sie verwandeln auch noch Wally, die Frau jenes Ratgebers, aus einer Wienerin in eine Berlinerin. Nennen wir endlich die Textautoren selber: Leo Stein und

Carl Lindau, den Bauernmeister Louis Gundlach aus Wien, das Ausstattungsatelier Hugo Baruch u. Co. und nicht als geringsten den energiegelassen Dirigenten Friß Redl, so sind die nächsten Helfer des Direktors und Inszenierers José Ferenczy aufgezählt.

Der Darstellung kam eine alte Stärke jenes Theaters zugute und eine alte Schwäche von ihm zu Uebel. Jene Stärke ist das Bestreben, den Gesangsvortrag sprechend und reich an Gestaltung herauszubringen; die Schwäche ist das überwiegende Interesse an der Unterhaltung des Publikums. Diesmal trat nun eine besondere künstlerische Leistung hinzu: die des Tenors Oskar Braun. Er hatte hier die bekannte schwierige und dankbare Aufgabe einer Doppelrolle, indem er sowohl den Fürsten wie auch den Fischer darstellte, zum Teil in rascher Abwechslung. Er bemühte sich, den Gegensatz der beiden Figuren auch gesangstechnisch zu kennzeichnen, mit einem sonoren Klang als Fürst und einem kindlich hellen als Fischer. Dazu kam nun, daß er als Fürst (überdies auch noch als verkleideter Fischer) mit einer Sängerin zusammen zu singen hatte, Rosa Schmid-Günther, die einen analog klingenden dramatischen Sopran von schöner Fülle und Bildung zeigte; daß er aber andererseits als Fischer (und verkleideter Fürst) mit der Sängerin Mathilde Portl zusammenzuwirken hatte, deren spitzer und nicht ganz glatter Soubretten Sopran nun wieder für diese andere Stimmart eine gute Ergänzung war.

Von den übrigen Beteiligten möchten wir noch Marie Wellig-Vertram nennen, die sich in der Rolle der sehr konservativen Haremssknechtin Joraida gut bewährte.

Durch all' das Enkeltliche des Textes und der meist poffenhaften Aufführung hindurch war aber doch echter „Strauß“ zu erkennen und zu würdigen. Wie der Meister dämmernde Erinnerungen und dergleichen zu charakterisieren versteht, mit wirkungsvollster und effektloser Instrumentierung, das konnte uns selbst über die diesmalige Misere hinüberhelfen. — sz.

Kunst.

e. s. Am Sonnabend wurde die vom Verein Berliner Künstler veranstaltete Ausstellung von Werken Reinhold Vegas' (Skulpturen und Gemälde) ohne Sang und Klang eröffnet. Die alte Hochschule für Musik (Potsdamerstr. 120) ist für solche Zwecke nicht günstig. Der große Saal gestattet nicht eine sinngemäße, künstlerische Gruppierung; er macht den Eindruck eines Warenmagazins. Die Wände sind blau getönt. Die Skulpturen heben sich gut davon ab. Für Vegas selbst bedeutet diese Ausstellung keinen Ruhmestitel, sie ist keine Ehrung. Abgesehen davon, daß wenig Originale da sind, so daß gerade der Vorzug des Bildhauers, den Stein warm leben zu lassen in den Konturen und Massen, gar nicht zur Geltung kommt (Gips macht alles tot), abgesehen davon empfängt man von dieser unglösen Anstrengung die Suggestion, daß der Künstler längst tot sein müsse. Es wird also das Gegenteil von dem erreicht, was man im Auge hat. Nicht ein Werk ist da, das unmittelbar Freude macht und in der Erinnerung haften bleibt. Mühsam erquält sich der gutgesinnte Freund auf dem Umwege durch Geschichte und Vergangenheit einen Genuß. Weshalb? Das soll der Entwicklungsgang des Künstlers, der von erheblichem Zeitinteresse ist und in Kürze folgen wird, zeigen. —

Notizen.

— Ein „Neues biographisches Theaterlexikon“, das die Biographie aller lebenden deutschen Bühnenangehörigen nebst Abbildungen bringen soll, plant der Berliner Schriftsteller Ludwig Brauner. —

— Komische Oper. Die erste „Carmen“-Aufführung wurde wegen Erkrankung einer Mitwirkenden auf unbestimmte Zeit verschoben. —

— „Drei menschliche Tragikomödien“, Carl Wöttchers Einakterzyklus, bestehend aus den Stücken „Begen Brehbergehen“, „Dämonen“ und „Die berühmte Tragödin“, kommt am 21. September im Hamburger Carl-Schulze-Theater zur Erstaufführung. —

— Die Leipziger Stadttheater erfordern für das Jahr 1907 einen städtischen Zuschuß von 129 045 M. —

— Der deutsche Naturforscher- und Aerzte-Longreß wurde gestern in Stuttgart eröffnet. —

— Ein neues Mineral hat Prof. Werwerth in Wien bei der Untersuchung einer Meteorite gefunden. Im durchfallenden Lichte ist es farblos durchsichtig und gehört dem rhombischen Kristallsystem an. Der Entdecker nannte es „Weinbergerit“. —

— Zur Förderung der Obstzucht hat der Eisenbahnminister die Eisenbahndirektionen veranlaßt, alle geeigneten ungenutzten Freumstände, die an Böschungen liegen, mit Obstbäumen zu bepflanzen. Die Nutzung der Anpflanzungen kann den mit der Pflege betrauten Eisenbahnbeamten für die ersten fünf Jahre unentgeltlich überlassen werden. —